



SIEBEN
NÄCHTE
SIMON
STRAUSS

Blütenbar

warten mit laufendem Motor nebeneinander wie eine schnaufende Herde. Vor so einer Ampel herrscht ein seltsames Gefühl der Vertrautheit, für ein paar Augenblicke bildet sich hier eine Schicksalsgemeinschaft, ordnen sich einander völlig Fremde in eine Reihe ein. Dann, wie auf Kommando, stoßen sie gemeinsam vor, verharren noch kurz im Glied, bevor einer sich löst und sich die Gruppe für immer verliert.

Meine Rechte hebt sich zur Stirn, macht die Feldherren-Geste: »Einmal wird das alles dir gehören, mein Sohn.« Nein, falscher Ton, falsche Stimmung. Lass den Vater heute beiseite und beginn gleich mit dem Sohn. Denn der hat noch den Schaum vor dem Mund, von dem du so träumst.

Klar ist, dass ich es besser könnte. Ich könnte zum Beispiel besser reden als sie. Nicht einfach besser formulieren, das können viele, nein, ich könnte den Sätzen Schwung geben, sie scharfmachen, so dass sie einschlagen und haftenbleiben. Ich könnte die Worte so aneinanderreihen, dass kein »äh« oder »sozusagen« dazwischenpasst. Mir würde man zuhören, bis zum letzten Halbsatz. Ich würde so reden, wie andere die Neunte von Bruckner dirigieren oder im Fußballstadion den Torschützen ankündigen. Sprache macht Wirklichkeit, das muss man doch niemandem erklären. Was wir brauchen, sind wieder mehr Ausrufezeichen - sonst reden wir am Ende nur noch mit uns selbst. Die Angst vor der Floskel und dem Klischee verschließt uns die Lippen. Und die Furcht vor dem unfertigen Ausdruck macht uns die Herzen kaputt. Vor lauter Sorgfalt, auch ja die richtige Anrede zu wählen, eine »gerechte« und »leichte« Sprache zu sprechen, merken wir nicht, dass wir dem Eigentlichen ausweichen. Wenn vor wenigen Jahrzehnten noch mit dem Verweis auf die »Klassenverhältnisse« jeder Disput gewonnen werden konnte, reicht mittlerweile die »Geschlechterfrage«, um alle auf seine Seite zu bringen. Überall identifizieren wir uns mit den

Diskriminierten, fühlen uns aus Solidarität selbst diskriminiert und warten auf Wiedergutmachung durch ein Gesetz. Aber eine Gesellschaft, in der sich niemand mehr zum Ganzen bekennt, ist auf Dauer nicht überlebensfähig. Die liefert sich den Spaltungsversuchen der Ideologen und Ironiker aus. Zu viel Passivität und Rückzug bestimmen unser Leben. Dagegen muss man etwas unternehmen.

Wenn ich erst einmal an der Macht bin, werde ich Plätze bauen, auf denen Menschen stehen und miteinander reden. Plätze, die einem Mut machen, nicht den Hals zuschnüren. Mit Springbrunnen und glühenden Lampions, Notunterkünften und Speakers' Corners. Orte, die nicht vereinnahmt werden von irgendwem, sondern offen bleiben, beweglich, in Angriffsposition. Ich werde dort Weintrauben und Rosmarin wachsen lassen und kleine Wasserkübel im Boden installieren, in denen man im Sommer sein Bier kalt stellen und im Winter seine Füße wärmen kann. Und es wird genug Steinbänke geben, denn nichts ist schlimmer als ein Platz ohne Bänke. Trotzdem wird es kein Ort der bloßen Erholung sein, sondern einer, an dem man gefordert ist, sich äußern, Stellung beziehen muss. Er wird ein Paradies sein für all jene, die Vertrauen haben, von Angesicht zu Angesicht miteinander umzugehen. Die wieder Gesichter wollen, echte Fragen und glaubhaftes Zuhören.

Diktatorisch werde ich die Wohnhäuser so besetzen, dass keiner es sich auf Dauer in seiner Doppelmoral bequem machen kann. Alle Bewohner werden einander fremd sein. Ich werde dafür sorgen, dass keiner tagsüber wohlfeile Sprüche machen kann, im sicheren Wissen darum, am Abend wieder in seine Vorstadtvilla zurückkehren zu können. Zwangsumsiedlung, Großfamilientrennung, Schlägereien bei der Mieterversammlung - meinetwegen, wenn dadurch das Fremde nur wirklich von jedem am eigenen Leib erfahren wird.

Ich werde durchsetzen, dass vor jeder Ausschusssitzung, jeder Banketteröffnung oder Redaktionskonferenz verpflichtend ein Gedicht

vorgelesen werden muss. Kein Gebet, keine Nationalhymne – ein Gedicht, egal aus welchem Land, in welcher Sprache, nur Lyrik müsste es sein. Das würde sehr helfen. Zum Beispiel dabei, den Geist einzustimmen auf größere Fragen, weitere Horizonte. Ein Leben ohne Kaffeepausen und streikende Flugkapitäne. Ein Gedicht zwischendurch könnte vieles ändern.

Ich werde Tiere als Ordnungshüter einsetzen. Bei Demonstrationen und Ausschreitungen, in 1.-Mai-Nächten und bei Hausdurchsuchungen. Vorzugsweise Pandabären und Zebras, aber manchmal, wenn es ganz hitzig und gefährlich wird, auch Riesenschildkröten und Dromedare. Allein die Anwesenheit exotischer Tiere würde noch den größten Chaoten zur Ordnung rufen, ihre geheimnisvolle Aura ihn einschüchtern. Wirkungsvoller als jeder Wasserwerfer. Vor Tieren schämen sich die Menschen mehr als vor ihresgleichen. Sie haben sogar Scheu, vor den Augen ihrer Hunde an einen Baum zu pinkeln. Die Polizei würde unter meiner Führung mit dem Zoologischen Garten zusammenarbeiten. Und Gefängniszellen ins Giraffengehege verlegt.

Ich werde Akademien gründen, an denen Gefühle erforscht werden, nicht Theorien. Wo das Herz nicht auf dem Mensatablett liegenbleibt, sondern man sich brüsten kann mit dem Wissen um den alten Geheimweg, der die Vernunft mit der Empfindung verbindet. Dieses eine Mal dürfte das Gefühl sich behaupten, müsste nicht, von allen Rationalisten belächelt, gedemütigt zum Nachhilfeunterricht schleichen, nur weil es wieder nicht verstanden hat, was die großen Theoretiker über die Liebe geschrieben haben. Es würde eine Akademie sein, an der Sinnlichkeit großgeschrieben wird, wo man in den Übungen Rotwein trinken und als Abschlussarbeit Manifeste schreiben darf. Ein Ort, an dem man lernt, Feuer zu machen, nicht nur die Löschdecke zusammenzufalten.

Darüber hinaus und zuallererst aber werde ich manches verbieten.

Rigoros und ohne Gnade: Rentnerreisegruppen zum Beispiel, die rücksichtslos über alles hinwegwalzen, was sich ihnen in den Weg stellt. Die einem mit ihren Gehhilfen und zerknautschten Gesichtern jede noch so strahlende Aussicht nehmen, jedes noch so eindrucksvolle Gemälde zerstören. Ebenso abzuschaffen wären: Rollkoffer, die nachts um halb vier über die Straße gezogen werden, Kettenraucher am frühen Morgen, Autoalarmanlagen, die länger als drei Sekunden schrillen, kryptische Angaben zur veränderten Wagenreihung auf der DB-Anzeigetafel, aufmunternde Melodien in der Warteschleife bei Telekommunikationsdienstleistern, Restaurants, die keine EC-Karten akzeptieren, Sparglühbirnen, veränderte Öffnungszeiten, der Classic-Bell-Klingelton. Und noch viel mehr – etwa: die Wucherpreise für Rasierklingen, Druckerpatronen und den Pink-Grapefruit-Saft in der Bio Company. Oktoberfest-Nachahmungen mit Partyzelt-Klassikern. Genauso wie Mundgeruch am Frühstücksbuffet, Epilieren im Saunabereich und Kaffeeflecken auf der Tageszeitung. Es gäbe so viel zu tun. Die Welt braucht mich so dringend. Ich müsste nur an die Macht kommen.

Der nächtliche Verkehr ist weniger geworden. Etwa alle fünf Minuten rollt jetzt noch ein Wagen heran und stört das Dunkel. Neben meinem Podest haben sich einige Spatzen niedergelassen. Während meiner Rede haben sie ihre Köpfe zusammengesteckt und sich gegenseitig ins Gefieder gepickt. Wahrscheinlich diskutieren sie jetzt hitzig mein Programm. Vor allem natürlich die Frage, welche Rolle sie beim animalischen Sicherheitsdienst übernehmen werden. Ich steige vom Podest und rufe ein Taxi. Lasse die Spatzen zurück und hoffe auf weite Verbreitung meiner Ideen.

Auf dem Heimweg mache ich Station im Nachtcafé, wie immer gut beheizt. Empfange Nachrichten. »Keine Zeit«, schreibe ich zurück. »Viel zu tun.« Draußen eilen die Lebensziele vorbei. Ein Pionier zu sein,

das wäre was. Wem, wenn nicht mir, müsste doch etwas gelingen, das Schneisen schlägt in diese Welt. Ein Gedanke, eine Rede, ein Aufruf. Jetzt, noch im Windschatten der Jugend. Bevor es wirklich ernst wird. Man müsste nur die Angst überwinden, pathetisch zu klingen.

Maximen könnten auf den Tisch geschleudert, Banner entrollt werden: Risk, risk anything! Und eine Gewerkschaft für ästhetische Ziele müsste auch gegründet werden. Heute bin ich nur angeleint von einem Hochhaus gesprungen. Das reicht noch nicht.

Ich schleiche nach Hause. Wieder ein Tag ohne Tat. Und wieder nur Träume von Verschwörung, Geheimbund und Heldentum. In Schillers *Fiesco* wird gewarnt, dass »unsere besten Keime zu Großem und Gutem unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben sind«. In Bruckners *Krankheit der Jugend* sagt Desiree: »Entweder man verbürgerlicht oder man begeht Selbstmord.«

Auf der Straße sehe ich die Generationen ineinanderlaufen, höre ihr Gequengel und trauriges Allerlei. Zu Willkommen und Abschied tauschen sie flüchtige Wangenküsse, als sei nichts weiter, als sei mit Mitte zwanzig schon alles vorbei. Dabei ist es doch gerade jetzt höchste Zeit, »so geht es nicht weiter« zu rufen. Damit in die glasig-blassen Augen der Gegner die alte, feurige (nicht die neue, dumpfe) Wut zurückkehrt. Ich könnte ein Anstifter sein. Könnte vorn auf der Tribüne stehen und die richtigen Reden halten.

Jeden Abend, wenn ich die dunklen Straßen entlanglaufe, probe ich jetzt meinen Auftritt auf dem ausgesonderten Podest. Erst lasse ich die Leute warten. Wartenlassen ist das Wichtigste. Und dann, wenn zirka eine halbe Stunde vergangen ist, wenn die Stimmung gerade zu kippen droht, hetze ich nach vorne, ohne Manuskript, mit halboffenem Hemd, bereit, alles zu geben.

I have a dream. Unten im Publikum sehe ich erhitzte Gesichter. Gebannt folgen sie mir, Applaus brandet auf. Noch einmal drehe ich